

btb



Marilyn Yalom

DIE UNSCHULD  
DER OPFER

KINDHEIT  
IM ZWEITEN WELTKRIEG

Vorwort von Meg Waite Clayton

Nachwort von Ben Yalom

*Aus dem Englischen von  
Cornelia Holfelder-von der Tann*

btb



# INHALT

	Vorwort von Meg Waite Clayton	7
	Einleitung	17
1	Aus sicherer Warte <i>Meine amerikanische Kindheit und meine Beziehung zu Frankreich</i>	25
2	Widerstand <i>In der »freien Zone« Frankreichs</i>	53
3	Unter deutscher Besatzung <i>Die brutalen Winter der Normandie</i>	71
4	Im Inneren der Kriegsmaschinerie <i>Eine Nazi-Kindheit</i>	91
5	Zwischen zwei Aggressoren <i>Die Odyssee einer finnischen Familie</i>	137
6	Ins Exil <i>Flucht aus der Tschechoslowakei nach England</i>	173

7	Den Nyilas entkommen <i>Der ungarische Holocaust</i>	197
8	Wenn die Erinnerung spricht	231
	Epilog Kriegskinder als Erwachsene	247
	Nachwort von Ben Yalom	271
	Danksagung	279
	Quellen	281

## VORWORT

Marilyn Yalom war eine Gemeinschaftsstifterin, jemand, die Menschen zusammenbrachte, eine Unterstützerin anderer und eine Autorin, die über jene Art von Freundschaft und Liebe schrieb, die sie selbst in ihrem unermesslich großzügigen Herzen trug. Darüber hinaus war sie eine besonders gute und aufmerksame ZuhörerIn, war unermüdlich darin, sich für andere einzusetzen, und hatte einen großartigen Sinn für Humor. All dies kommt in ihrem neuen Buch zum Ausdruck – ein Buch, das für Leserinnen und Leser, die sie nicht persönlich kennen, sondern nur aus ihren Texten, überraschend sein mag. Genau genommen war es im ersten Moment auch für mich eine Überraschung.

Marilyn war eine frühe Feministin, und das von ganzem Herzen. Sie war eine der Gründerinnen und später Direktorin des heutigen Clayman Institute for Gender Research an der Stanford University. »Eine echte vor Ort arbeitende Gründerin« nennt sie die Historikern Edith Gelles und für Rhodes, die nachfolgende Direktorin, ist sie »ein echtes Vorbild«. Als Leiterin des Instituts unterstützte Marilyn Frauen allgemein und auch ganz individuell, indem sie Gastdozentinnen einlud und Konferenzen und Programme organi-

sierte, um den Stimmen von Frauen Gehör zu verschaffen und deren Position zu stärken.

Als Bewunderin der von Frauen geprägten französischen Salonkultur vergangener Jahrhunderte war Marilyn, gemeinsam mit der Dichterin Diane Middlebrook, Gastgeberin eines Salons für Frauen in der San Francisco Bay Area: Journalistinnen, Schriftstellerinnen, Lyrikerinnen, Sachbuchautorinnen und Wissenschaftlerinnen aus allen Fachgebieten. Männer wurden nur einmal im Jahr eingeladen. Ich werde den Schrecken wohl nicht vergessen, den ich verspürte, als ich während einer Lyriklesung bei dem ersten Salon, zu dem Marilyn mich einlud, unter all diesen beeindruckenden Intellektuellen in Tränen ausbrach. Aber ich wurde wieder eingeladen, und ich glaube, danach ist kein Roman von mir erschienen, für den Marilyn nicht einen Salon zur Feier des Erscheinens gehalten hat, eine der vielen Arten, auf die sie so viele von uns unterstützt hat. Die Historikerin und Salonnière Leslie Berlin erinnert sich: »Ich war eine unbedeutende Doktorandin (...) studierte nicht an Marilyns Fakultät, nicht ihr Fachgebiet, befasste mich nicht einmal mit derselben Epoche.« Marilyn erkundigte sich dennoch, wie es mit ihrer Doktorarbeit voranging, und war auch später »immer mit unterstützenden Worten zur Stelle, wenn ich irgendwo etwas publiziert hatte«. Die in Deutschland geborene Autorin Renate Stendhal beschreibt den Salon als etwas, das sie »nie außerhalb Europas erwartet hätte (...) einen Ort, an dem man sich wie zu Hause fühlte aufgrund all der Wärme, Gastfreundschaft, des Geistes, der Kultur, der Gemeinschaft, des Schreibens (und des Backens!)«.

In Marilyns früheren Büchern standen vor allem Frauen

im Zentrum. Seit ihrem Debüt *Maternity, Mortality, and the Literature of Madness* verraten uns bereits die Titel, dass wir über das Leben von Frauen lesen werden: *Blood Sisters, A History of the Breast, A History of the Wife, The Social Sex: A History of Female Friendship* (*Freundinnen: Eine Kulturgeschichte*), *Compelled to Witness: Women's Memoirs of the French Revolution*.

In *Birth of a Chess Queen* untersucht sie die Entwicklung der einzigen weiblichen Spielfigur beim Schach von der ursprünglich schwächsten der Figuren zur stärksten. Das ist etwas, das Marilyn in ihrem Leben und ihrer Arbeit stets getan hat: Sie hat uns nicht nur zusammengebracht – ganz besonders Frauen –, sondern uns auch gestärkt.

Natürlich sind viele ihrer älteren Bücher ebenso wie die letzten drei, die zu ihren Lebzeiten publiziert wurden, von Geschichte durchdrungen, so wie es auch dieses ist. *The American Resting Place*, die Zusammenarbeit mit ihrem Sohn Reid, einem Fotografen, untersucht vierhundert Jahre Geschichte durch den Blick auf Friedhöfe. *How the French Invented Love* (*Wie die Franzosen die Liebe erfanden*) nimmt die Leserinnen und Leser mit auf eine Reise durch die französische Literatur über die Jahrhunderte. *The Amorous Heart* (*Das Herz: Eine besondere Geschichte der Liebe*) erkundet das Herz als Metapher und bildliches Zeichen über zweitausend Jahre.

Aber eine Sammlung von Texten in der Ich-Form von Menschen, die während des Zweiten Weltkriegs Kinder waren?

Warum dieses Buch? Und warum jetzt?

Im letzten Kapitel »Wenn die Erinnerung spricht« schreibt

Marilyn: »Ich nehme an, ich habe dieses Buch deshalb geschrieben – jetzt, lange nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs –, weil ich schon mein Leben lang das Gefühl mit mir herumtrage, in der Schuld der Millionen Menschen zu stehen, die an meiner Stelle litten. Und es macht mich verzweifelt zu sehen, wie viele andere immer noch leiden.«

In diesem Buch tut sie etwas, das sie immer auf so wunderbare Weise in ihrem Schreiben und in ihrem Leben getan hat: Sie bringt ganz unterschiedliche Positionen zusammen und verknüpft sie, um sie zu erforschen und zu erklären. Indem Marilyn Erinnerungen erkundet, die fast ein Jahrhundert zurückreichen, ermöglicht sie es uns, besser zu verstehen, was es in der heutigen Zeit bedeutet, Mensch zu sein.

Dies ist ein Buch von Marilyn Yalom, darum keine Angst: Auch wenn das literarische Gebiet der Kriegsgeschichten so oft von Männern dominiert ist, gibt Marilyn den weiblichen Stimmen Raum. Drei Texte sind von Frauen geschrieben, davon einer von Marilyn selbst. Und die Texte von Männern beinhalten auch die Geschichten von Müttern.

Aber noch wichtiger ist ihr das zweite Thema aus *Birth of the Chess Queen*: die Verwandlung von Schwäche in Stärke. In *Die Unschuld der Opfer* zeigt sie uns diese Verwandlung anhand der Geschichten von Menschen, die den Zweiten Weltkrieg als verletzliche Kinder erlebten und zu bedeutenden Intellektuellen, Lehrern und Vorbildern wurden. Nicht ohne Fehler. Nicht ohne Verletzung. Aber dennoch stark.

In ihrem eigenen Text »Aus sicherer Warte« beschreibt Marilyn ihre Kindheit während des Krieges in Washington, D.C., wo ihr nie in den Sinn gekommen war, dass Juden zum Opfer von Attacken werden könnten. Sie aß weniger Süßes,

aber sie musste nie hungern. Ihr Verhalten wurde von einer Lehrerin getadelt, die sich missbilligend über die Tätigkeit ihrer Mutter im Einsatz für den Krieg äußerte – eine Kritik, die Marilyn schon als Kind nur die Achseln zucken ließ. Ein wunderbares Vorzeichen ihrer Ehe mit Irvin Yalom, in der sie beide gemeinsam ihre vier Kinder großzogen und beide eine berufliche Karriere verfolgten.

Philippe Martial war fünf und hatte gerade seinen Vater durch Paratyphus verloren, als seine Familie von Djibouti im damaligen Französisch-Somaliland zu den Großeltern in die Normandie zog, kurz bevor der Krieg ausbrach. In »Unter deutscher Besatzung« schreibt er über seine Erlebnisse während des Krieges in Fleury-sur-Andelle in der Nähe von Rouen, das fast vollständig von alliierten Bombern zerstört wurde. Deutsche Soldaten beschlagnahmten und plünderten sein Zuhause. Er wuchs frierend und hungernd auf. Seine Mutter benutzte Asche als Seifenpulver. Er hatte eine Kindheit, von der wir froh sind, dass unsere Kinder sie nicht erleben müssen. Dennoch entschuldigt er sich dafür, sie zu erzählen – in Anbetracht dessen, was andere im Holocaust erlitten. Dieses Thema taucht auf die eine oder andere Art in vielen dieser Texte auf: Mein Schmerz war nichts im Vergleich zu dem von anderen. Meine Aufgabe ist es, meinen Schmerz auf eine solche Art und Weise zu verarbeiten, dass künftig Menschen gerettet werden, wo früher andere hätten gerettet werden müssen.

Stina Katchadourian schreibt: »Am Ende meines fünften Lebensjahrs wusste ich zwei Dinge ganz sicher: Solange ich meine Mutter an ihrem Schreibtisch sitzen und einen Brief schreiben sah, war mein Papi am Leben.« Ihre Mutter spen-

dete ihren Ehering, um ihr Heimatland im Krieg zu unterstützen, und erhielt dafür einen Ring aus Eisen, den sie »ihr Leben lang trug wie ein Ehrenzeichen«. Katchadourians Geschichte »Zwischen zwei Aggressoren« ist eine Geschichte der Flucht: Ihre Mutter versuchte, ihre Familie in einem Land im Klammergriff zwischen der Sowjetunion und Nazi-Deutschland, in Sicherheit zu bringen, während ihr Vater an der Front Truppen kommandierte. Ihr Bericht, wie sie in ihrer vorübergehenden Heimat Freunde findet, ist besonders rührend ebenso wie der Abschied, den ihre Lehrerin und die Klassenkameraden ihr bereiten, als sie wieder nach Finnland zurückkehrt.

Dies ein weiteres Thema, das sich in vielen der Texte widerspiegelt: Was bedeutet es, die Heimat zu verlassen?

Susan Groag Bell wurde protestantisch getauft, doch die Rassengesetze Nazi-Deutschlands erklärten sie zur Jüdin, und sie musste aus einem privilegierten Leben in der Tschechoslowakei nach England fliehen. Sie floh mit ihrer Mutter in dem Glauben, ihr Vater würde nachkommen. In »Ins Exil« erzählt sie, wie sie aufgekratzt ihrem Vater winkte, der mit ihrem Hund am Bahnsteig stand und den sie niemals wiedersehen würde. Ihre Jahre während der Kriegszeit waren eine Herausforderung, sie lebte getrennt von ihrer Mutter, die sich in England als Hausangestellte verdingen musste. Sie kommt schließlich auf eine Schule für tschechische Flüchtlinge und kehrt mit ihren Klassenkameraden nach Kriegsende in ihre Heimat zurück. Ihre Rückkehr in ihr Heimatland gestaltete sich jedoch schwierig – ebenso, wie danach wieder nach England zu ihrer Mutter zu gelangen. Was bedeutet es, in die Heimat zurückzukehren, nur um herauszufinden, dass es

nicht mehr die Heimat ist, die man verlassen hat? Dass es dort keinen Platz für einen gibt? Keinen Platz, um das Leben zu leben, das man sich vorgestellt hat?

Und was für eine Gesellschaft ist das, die entscheidet, in einer solchen Zeit – in jeder Zeit – ein Kind von seiner Mutter zu trennen?

»Im Inneren der Kriegsmaschinerie« ist einer der vielschichtigsten Texte dieses Buches – und vermutlich der verstörendste. Winfried Weiss, der Sohn eines linientreuen Polizeibeamten, wurde in seinen Kindertagen verfolgt von einer Geschichte, die er Erwachsene sich hatte erzählen hören: Ein »Nest von Juden hätte kleine Christenjungen und -mädchen entführt und getötet und abgeschlachtet«. Weiss' Vater kehrte nicht aus dem Krieg zurück. Das Ende des Kriegs markiert nicht das Ende dieser Geschichte: »Unsere Gefangennahme ging schnell; im einen Moment waren wir Bürger von Hitlers Reich, im nächsten Teil einer neuen Welt. Die Amerikaner drangen lautlos durch den Garten ein, umstellten uns und schubsten uns nach draußen.«

Mit der Auswahl und Präsentation der Geschichte von Winfried Weiss zeigt uns Marilyn: Auch wenn es noch so viel Böses gibt in der Welt, sind doch die Kinder sogar der schlimmsten Täter erst einmal unschuldig.

Irvin Yaloms und Robert Bergers Gespräch in »Den Nyilas entkommen« erkundet die Freundschaft zwischen zwei Männern, die es nicht schaffen, miteinander über den Holocaust zu sprechen, bis ein Ereignis in Bergers Leben seine Erinnerungen zurückbringt. Als dreizehnjähriger jüdischer Junge konnte er einer Massenfestnahme im Ghetto entkommen. Danach lebte er allein und gab vor, Christ zu sein, um

der Deportation zu entkommen. Mit fünfzehn entging er nur knapp einem ungarischen Nazi, einem Pfeilkreuzler, jener »Miliz bewaffneter Schläger, die die Straßen unsicher machte, Juden zusammentrieb und sie entweder gleich an Ort und Stelle ermordete oder sie in ihre Parteigebäude schaffte, dort folterte und dann tötete«.

Wie schwer die Last dessen ist, was wir getan haben oder nicht getan haben, wird uns hier eindringlich vor Augen geführt. Die Tatsache, dass wir Kinder waren, bewahrt uns nicht vor dem Schuldgefühl wegen unseres Überlebensdranges oder wegen der Tatsache, dass wir überlebt haben.

In »Widerstand« erinnert sich der frühere Generalkonsul und Botschafter Alain Briottet an seine Kindertage im Vichy-Frankreich: Seine Mutter sorgte mit dem Fahrrad für Verbindung zwischen einzelnen Widerstandsgruppen, während sein Vater als Offizier in einem Gefangenenlager der Deutschen inhaftiert war. Es ist eine sehr detailreiche Geschichte, die mit einem der bewegendsten Momente im Buch endet. Einer alltäglichen Geste. Einer Berührung. Ein Augenblick der Zärtlichkeit, der uns daran erinnert, wie schön es ist, einfach zusammen sein zu können.

Indem Marilyn all diese Geschichten miteinander verwebt, überwindet sie den Graben zwischen dem Kind eines Nationalsozialisten und der Nichte eines Holocaustopfers. In Deutschland, Ungarn, Finnland und Washington, D.C.: Überall bedeutet Elternsein zu lieben und geliebt zu werden. Es bedeutet aber auch, Vermittler von Werten zu sein, eine Person, zu der man aufschaut, von der man lernt, der man vertraut und der man nacheifert. Richtig und falsch, gut und böse, Hass und Liebe – all diese Konzepte werden für uns

als Kinder von unseren Eltern definiert. Und wir haben sie so sehr verinnerlicht, dass sie uns oftmals bis an das Ende unseres Lebens begleiten.

*Die Unschuld der Opfer* ist ein Aufruf an uns Erwachsene heute, unsere Gewissheiten infrage zu stellen. Zu verstehen, dass das, was wir heute weitergeben, vielleicht zu einem lebenslangen schmerzvollen Prozess des Wiederverlernens führt. Zu erkennen, wozu strikte, rigide Vorstellungen führen können, wenn sie auf Kinder treffen, die nicht gewappnet sind gegen fehlgeleiteten Patriotismus, Propaganda und Lügen.

Marilyn dringt in ihrem Buch zum Wesen der Erinnerung vor. Die kanadische Autorin Margaret Atwood fragt in *Der Report der Magd*, wer sich an den Schmerz erinnere, wenn er einmal vorbei sei. Der Schmerz sei vielmehr ein Schatten, nicht bewusst, sondern im Innersten verborgen. Der Schmerz zeichne den Menschen, aber zu tief, um an der Oberfläche sichtbar zu sein. Die Erinnerung hat ihre ganz eigene Logik, schreibt Marilyn Yalom. Und sie teilt mit uns – am Ende des Buches – eine Geschichte aus einer Zeit, als der Krieg lange vorbei war: Um in Frieden sterben zu können, sucht Marilyns Mutter nach einer Ersatz-Erinnerung an ihre Schwester, die im Holocaust ermordet wurde.

So wie die Erinnerung selbst dient diese Geschichte als eine Art literarisches Kaleidoskop, durch das wir die vorhergehenden Texte betrachten. Jede Erinnerung ist die einer einzelnen Person. Einige sind voller Fakten, einige sind von Verwandten oder anderen Personen untermauert. Vieles scheint gleichzeitig unwahrscheinlich und doch wahr. Das liegt in der Natur der Erinnerung: Ob jedes Detail der Wahr-

heit entspricht, ist weniger wichtig als das Ganze, das wir in uns tragen, oft so tief begraben, dass wir das Vergessen als den leichteren Weg wählen.

Aber natürlich dürfen wir nicht vergessen. Zu vergessen bedeutet, dass der Schrecken der Geschichte sich wiederholen kann. Sich zu erinnern, bedeutet sowohl Heilen als auch Vorbeugen.

Und so ist *Die Unschuld der Opfer* auch ein Aufruf, die heutige Situation genau zu betrachten, wachsam zu sein, in welche Richtung sich Dinge entwickeln, wenn es mit der Trennung von Familien beginnt, dem Schließen von Grenzen oder darum, Vorurteile stillschweigend hinzunehmen, die auch unter den »Schachköniginnen« der mächtigsten Nationen weit verbreitet sind. Diese Geschichten von Gewalt aus den Zeiten eines längst vergangenen Krieges lehren uns, wie jede Art von Gewalt, die Kinder miterleben – Drogenkrieg in den Straßen, Amokläufe in Schulen, terroristische Akte gegen Menschen anderer Hautfarbe oder Religion –, über Generationen nachhallt. Es ist ein niederschmetternder Beleg für die langfristigen Auswirkungen von Gewalt in jeder Zeit.

Aber vor allem ist es eine Hommage an das fundamental Gute der menschlichen Seele und an die Kraft durchzuhalten, die auch die Kinder in ihrem Innersten bergen. Es ist ein überaus wichtiges Projekt, diese unterschiedlichen Erfahrungen zu sammeln und in einem Narrativ zu vereinen, ein lebensbejahendes literarisches Geschenk, das – gerade in Zeiten wie den jetzigen – ebenso nötig wie inspirierend ist.

Meg Waite Clayton

April 2020

## EINLEITUNG

Ich gehöre zur Generation derer, die während des Zweiten Weltkriegs Kinder waren. Wir alle, ob in den USA lebend wie ich oder in Europa wie einige meiner Freunde, haben dauerhafte Erinnerungen an die Jahre von 1939 bis 1945. Trotz nachfolgender militärischer Interventionen der amerikanischen Armee in Korea, Vietnam, Irak, Afghanistan und weiteren Ländern bleibt der Zweite Weltkrieg bis heute »unser« Krieg.

Dieses Buch versucht, die Auswirkungen der Kriegserfahrung auf Kinder jener Tage in Europa und Amerika zu verstehen. Es basiert auf den persönlichen Erinnerungen von Menschen, die ich als Erwachsene gut kannte und mit denen ich mich über Jahrzehnte ausgetauscht habe. Als Kinder in der Zeit des Krieges konnte ich sie nicht kennen, aber selbst damals beeinflussten ihre Erfahrungen, so wie ich sie mir vorstellte, meine innere Welt, und später machte ich mich auf die Suche nach ihren Geschichten.

Jede dieser Geschichten zeigt uns einen Mikrokosmos des Zweiten Weltkriegs, gesehen durch die Augen eines Kindes und erlebt mit den Gefühlen eines Kindes, und führt uns in die Welt des jeweiligen Kindes. Natürlich kannte ich all diese

Zeugen des Krieges nur als Erwachsene und musste mich auf ihre rückblickenden Erinnerungen verlassen. Dennoch, trotz der Fallstricke, die dies birgt – am Ende des Buches setze ich mich mit dieser Thematik auseinander –, vertraue ich der Substanz ihrer Berichte. Kinder erleben die alltäglichen Mechanismen des Krieges, und wenn das Erlebte wieder ans Tageslicht kommt, machen uns die Erinnerungen der Kinder zu Zeugen der brutalen Realität des Krieges.

Es gibt natürlich bereits andere Bücher zu dem Thema. Ich denke da besonders an Swetlana Alexijewitschs brillantes *Last Witnesses: An Oral History of the Children of World War II*, 1985 auf Russisch erschienen, aber erst 2019 auf Englisch (*Die letzten Zeugen: Kinder im Zweiten Weltkrieg*). *Die letzten Zeugen* besteht aus kurzen Aussagen von ungefähr hundert russischen Kindern; sie alle erinnern die Grausamkeit der Nazi-Invasoren erinnern, die weder Väter, Mütter noch Kinder verschonten. Nach dem Lesen dieses Buches ist man überwältigt von dem enormen Leid, das dieser epische Chor der Kinderstimmen verkündet.

Mein Buch ist weit von solchen Dimensionen entfernt. Es versammelt vielmehr eine kleine Zahl sehr persönlicher Berichte, durch die wir daran teilhaben, wie die Autoren als Kinder im Krieg aufwuchsen und versuchten, die Welt um sie herum zu verstehen, während ihre Familien ums Überleben kämpften. Meiner eigenen Geschichte habe ich sechs Geschichten von Freunden und Kollegen hinzugefügt, sie alle haben aufschlussreiche und bewegende Erinnerungen geschrieben. Ich möchte hier die Autoren in der Reihenfolge, wie sie im Buch erscheinen, kurz vorstellen.

Alain Briottet wurde in Paris in einer französischen Mit-

telklassesfamilie geboren. Sein Vater unterrichtete und war Reserveoffizier der französischen Armee. 1940 wurde er von den Deutschen gefangen genommen und kam in ein Kriegsgefangenenlager in Pommern (im heutigen Polen). Erst 1945 kam er frei. Alains Memoir *Sine Die* (in Frankreich 2016 veröffentlicht) beschreibt, wie seine Familie während der Inhaftierung seines Vaters nach Zentralfrankreich floh, seine Mutter für die Résistance tätig war und sie unter großen Entbehrungen im mit den Nazis kollaborierenden Vichy-Frankreich überlebten. Hier ist ein Auszug daraus zu lesen.

Philippe Martial war fünf Jahre alt, als der Krieg begann. Er verbrachte die Kriegsjahre bei seinen Großeltern mütterlicherseits in der Normandie. Als sein Vater, Militärarzt in Französisch-Somali-Land, 1939 kurz vor Beginn des Krieges starb, blieb seine Mutter als Witwe mit drei kleinen Kindern – Philippe und seinen jüngeren Zwillingsschwestern – zurück. In der Normandie unter deutscher Besatzung erlebten sie die Entbehrungen des Krieges – Hunger und Kälte – und die Boshaftheiten der anderen Kinder, die keine Kinder mit dunkler Haut und krausem Haar kannten. Philippe erzählt von den Deutschen, die bei seiner Familie einquartiert waren, von schrecklichen Bombenangriffen und der berauschenden Befreiung durch die amerikanischen Soldaten. In seinen Achtzigern schrieb Philippe ein kurzes Memoir seiner Kriegsjahre, das hier wiedergegeben ist.

Winfried Weiss wuchs als Sohn einer bayerischen katholischen Familie in eher bescheidenen Verhältnissen auf. Sein Vater, Polizeibeamter und Mitglied der Nationalsozialistischen Partei, kam 1943 an der russischen Front um. Bis zu diesem Moment hatte Winfried seiner Erinnerung nach

eine glückliche Kindheit in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten: Alle waren Hitler treu ergeben, alle hassten Frankreich, England und Amerika und verachteten Juden. Viele Jahre nachdem wir uns kennengelernt hatten, unterstützte ich Winfried dabei, sein Buch *A Nazi Childhood* zu schreiben und zu veröffentlichen. Sein literarisches Memoir empfand Nobelpreisträgerin Doris Lessing in einer Rezension als »schockierend«. Seine Geschichte öffnet uns die Tür in eine Welt, die zugleich fremd und vertraut ist und, ja, tatsächlich auch schockierend.

Stina Katchadourian wurde 1937 als Tochter einer Familie, die der schwedisch sprechenden Minderheit in Finnland angehörte, geboren. Ihr Vater hatte eine gehobene Stellung in der finnischen Holzindustrie, als er 1939 eingezogen wurde. Die folgenden sechs Jahre kämpfte er an der Front gegen die russischen Aggressoren. Während der Abwesenheit ihres Vaters versuchte die Mutter, die Familie in Sicherheit zu bringen, dazu zogen sie bis nach Lappland und konnten sich schließlich nach Schweden retten. Diese turbulente Zeit schildert Stina in ihrem Memoir *The Lapp King's Daughter*.

Susan Groag Bell stammt aus einer großbürgerlichen Familie aus Troppau (Opava) in der Tschechoslowakei. Obwohl ihre Eltern jüdisch waren, ließen sie Susan taufen und im protestantischen Glauben aufwachsen. Dies schützte sie allerdings nicht davor, dass sie nach dem Einmarsch der Deutschen 1938 als Jüdin nicht mehr die Schule besuchen durfte. Im folgenden Jahr floh Susan mit ihrer Mutter nach England, wo ihre Mutter als Hausangestellte arbeitete und sie selbst unter Erlassung des Schulgelds an einer privaten Mädchenschule aufgenommen wurde. Ihr Vater, ein vormals

gut situiertes Anwalt, blieb zurück und wurde ein Opfer des Holocaust. Susan lobte meinen »redaktionellen Bleistift«, mit dem ich ihr bei der Arbeit zu *Between Worlds: In Czechoslovakia, England, and America* helfend unter die Arme griff. Ein Auszug aus diesem Text findet sich hier.

Robert Berger wurde durch die Nazis von seinen Eltern getrennt, als er Teenager war. Als jüdischer Junge, der vorgab, Christ zu sein, musste er Gräueltaten mit ansehen, die ihn für den Rest seines Lebens verfolgen sollten. Er und mein Ehemann Irvin Yalom lernten sich im Medizinstudium kennen und wurden Freunde. Viele Jahre später veröffentlichten sie gemeinsam *I'm Calling the Police (Ein menschliches Herz)*, das Bergers tragische Jugendjahre heraufbeschwört. Ein Auszug aus diesem Buch erscheint hier.

Erstaunlich wenige dieser Kindheitsgeschichten thematisieren nur die Schrecken des Krieges. Wir waren Kinder, und so ging unser unschuldiges Leben doch weiter, erfreuten wir uns an Erlebnissen mit Familie und Freunden und hatten Alltagsroutinen. Wo immer wir auch waren, fanden wir einen Weg, unsere Situation als »normal« zu betrachten – zumindest bis zu dem Moment, wo eine alles überschattende Katastrophe auch diese Illusion zerstörte.

Kinder erinnern sich daran, was es zu essen gab und was nicht, und vor allem den Hunger und den Egoismus derjenigen, die ihnen das Essen nicht gönnten. Sie erinnern sich an unerwartete Freundlichkeit von Fremden, die sie in ihr Heim aufnahmen, und an die klirrende Kälte ungeheizter Räume. Sie erinnern sich an ein ein Spielzeug, das ihnen am Geburtstag oder zu Weihnachten geschenkt wurde. Sie erinnern sich, wie sie mit anderen Kindern spielten, von denen einige aus

ihrem Leben verschwanden: vertrieben, deportiert, getötet. Sie erinnern sich an den Klang der Sirenen und der Explosionen und an die Leuchtgeschosse, die den Nachthimmel erhellten.

Im Gegensatz zu Menschen, die während des Krieges Erwachsene waren, müssen sich Kinder in ihren späteren Berichten nicht für ihr Tun rechtfertigen. Sie waren nicht verantwortlich für die Gräueltaten, die der Krieg über sie und Millionen anderer brachte, die verletzt oder getötet wurden. Vielmehr wurden sie in die Ereignisse um sie hineingezogen, versuchten zu lernen und die Welt um sie herum zu verstehen, die ihnen bisweilen ganz normal erschien, sogar freundlich. Wenn wir diese Berichte lesen, lernen wir viel darüber, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, losgelöst vom Blickwinkel geopolitischer Geschichte oder moralischer Wertung, aus dem wir selbst rückblickend die Ereignisse betrachten.

Da all ihre Erinnerungen später im Leben verfasst wurden, zeigen sämtliche Autoren, die hier versammelt sind, ein Gefühl für Timing und Geschichtenerzählen. Die Auswahl, die ich bei den Texten getroffen habe, erzählt ihre Geschichten so deutlich wie möglich, oftmals sind die Stimme des Kindes und die des Erwachsenen verknüpft und werden so zu einer einzigartigen vielschichtigen Stimme.

Ich bin all diesen Menschen begegnet, als sie längst keine Kinder mehr waren, und ich bewundere ihre Fähigkeit, ihre Vergangenheit hinter sich zu lassen und sich zu verantwortungsvollen und großartigen Menschen zu entwickeln. Man kann anhand ihrer Erinnerungen darüber spekulieren, was ihnen dabei geholfen hat zu überleben. Welche Erwachsenen haben ihnen damals Halt und Hoffnung gegeben und sie

durch die schlimmste nur denkbare Zeit begleitet? Welche Fähigkeiten haben es ihnen ermöglicht, zu kompetenten Erwachsenen zu werden? Wie sind sie mit ihren traumatischen Kindheitserinnerungen umgegangen? All diese Fragen greife ich am Ende des Buches auf.

Einige von ihnen weilen nicht mehr unter uns, und der Rest von uns wird ihnen unzweifelhaft folgen. Darum ist es mir ein besonderes Anliegen, diese Geschichten weiterzugeben. Die Kriegserinnerungen, die in diesem Buch vereint sind, stammen von Freunden, die ihre Kindheit und Jugend in Frankreich, Deutschland, Ungarn, der Tschechoslowakei, England, Finnland, Schweden, Norwegen und den Niederlanden verbracht haben. Als Ergänzung zu ihren Erinnerungen füge ich meine eigenen Erinnerungen an die Kriegszeit hinzu – die Erinnerungen eines amerikanischen Mädchens, das geschützt und weitab vom Kriegsgeschehen in Washington, D.C., aufwächst, während in Europa die Bomben fielen.

Wir sind die letzte Generation, die sich noch an den Zweiten Weltkrieg erinnern kann, und bald wird niemand von uns mehr da sein. Ich lasse dieses beredete Zeugnis zurück in der Hoffnung, dass unsere Geschichten wachrütteln und die Aufmerksamkeit auf die schreckliche Tragödie des Krieges lenken. In der aktuellen Situation, im Angesicht von erstarkendem Nationalismus und eskalierenden Konflikten, sollten uns diese Geschichten als Mahnung dienen und uns zwingen zu fragen, ob unsere Kinder und Enkelkinder auch Opfer von machthungrigen Erwachsenen werden. Müssen Kinder immer noch ihre kämpfenden Väter – und heute mehr und mehr auch Mütter – verlieren? Wie viele Kinder werden aus ihrer Heimat vertrieben in diesem Zeitalter der

Flüchtlinge? Wie viele Kinder werden von ihren Eltern getrennt und landen in Flüchtlingscamps an der Grenze zu Ländern, in denen sie Zuflucht suchen? Wie viele werden aufgrund ihrer Hautfarbe verurteilt? Wie viele werden Hunger, Kälte, Verletzungen und Tod erleiden?

## Kapitel 1

### Aus sicherer Warte

*Meine amerikanische Kindheit  
und meine Beziehung zu Frankreich*

Der 7. Dezember 1941, »ein Datum, das in Schande leben wird«, wie Präsident Roosevelt in seiner bewegenden Rede sagte, hätte in unserer Familie ein Festtag werden sollen. Da der Geburtstag meiner Mutter am 8. Dezember in jenem Jahr auf einen Montag fiel, hatten wir beschlossen, am Sonntag zu feiern, wenn das Lebensmittelgeschäft meines Vaters geschlossen hatte. Zum Mittagessen hatte Mutter ihr traditionelles Sonntagsmahl zubereitet, Brathähnchen, Kartoffeln und Gemüse und als besondere Leckerei selbst gemachtes Fudge, genau das Richtige für mich Süßschnabel.

Wir aßen zu Mittag, verspeisten das Fudge und machten es uns dann im hinteren Zimmer gemütlich, wo ein hölzernes Radio von einem Meter zwanzig Höhe meinen Vater erwartete. Der Laden meines Vaters befand sich in einem weit entfernt gelegenen Stadtteil, und der Sonntag war der einzige Tag, an dem er zu Hause war und nachmittags klassische Musik genießen konnte.

Ich las wohl in einem der drei Bücher, die ich mir jede Woche aus der Leihbücherei holte, als um 13 Uhr eine erschreckende Nachricht das Radioprogramm unterbrach. Die

Japaner hatten Pearl Harbor bombardiert. Am Ton des Radiosprechers erkannte ich, dass etwas sehr Schwerwiegendes passiert sein musste. Aber wo war Pearl Harbor? Und warum die Japaner? Verdankten wir denen nicht die schönen Kirschblüten, die wir jeden Frühling am Tidal Basin bewunderten?

Mutter und Dad saßen fast den ganzen Nachmittag vor dem Radio, daher wusste ich, es war sehr, sehr ernst. Noch heute, da meine Mutter schon lange tot ist, verbinde ich ihren Geburtstag, den 8. Dezember, mit der Tragödie von Pearl Harbor.

Wir wohnten in einem Backstein-Reihenhaus, Fourth Street NW, Nr. 5104, in Washington. Wir waren 1938 eingezogen, als ich sechs war, und sollten dort wohnen bleiben, bis ich 1959 aufs College gehen würde. Von der ersten bis zur sechsten Klasse ging ich zu Fuß in die drei Blocks weiter gelegene Barnard Elementary School, wo mir die Lehrerin im Zeugnis der zweiten Klasse bescheinigte, ich sei »freundlich, höflich und hilfsbereit«, und bewiese »ein hohes Maß an Originalität«.

Nach der Schule lief ich schnell nach Hause und spielte dann mit meiner Freundin Janice Reiskin gleich um die Ecke oder mit Doran Michell, der einen Block weiter wohnte. Janice hatte dicke braune Korkenzieherlocken und war immer hübsch gekleidet und wohlherzogen. Vom Benehmen her konnte ich nicht mit ihr mithalten, aber in der Schule war ich besser. Doran war so ziemlich das Gegenteil von uns beiden. Er nahm die Schule auf die leichte Schulter und war außerhalb der Schule ungebärdig, verströmte aber eine

solche Lebensfreude, dass ich ihn auf eine kindliche Weise liebte. Sooft ich konnte, machte ich auf dem Heimweg von der Schule noch bei ihm Halt, um seine beiden kleinen Zwillingsschwestern zu bewundern und mich bei seiner Mutter beliebt zu machen.

Meine Mutter war immer nett und gastlich zu unseren Freundinnen und Freunden, sowohl zu meinen als auch zu denen meiner beiden Schwestern, Beatrice und Lucille. Mutter war 1904 in London geboren, aber von 1906 bis 1914 in Krakau aufgewachsen und von dort dann mit ihren Eltern, ihrem Bruder Alfred und ihrer Schwester Ann nach Chicago ausgewandert. Sie sprach Deutsch, Polnisch und Englisch und sang in allen drei Sprachen. Dad, der direkt nach dem Ersten Weltkrieg aus Russland in die Vereinigten Staaten gekommen war, konnte Russisch, Hebräisch und Englisch lesen, sprach aber mit uns nur Englisch. Obwohl meine Eltern wahrscheinlich beide Jiddisch konnten, hörte ich von ihnen nie ein jiddisches Wort. Es war für sie eine Frage der Ehre, nur Englisch zu sprechen, damit wir alle »Amerikaner« sein konnten. Sie schickten mich sogar mit fünf zum Rhetorikunterricht, damit meine Sprechweise den rechten Schliff bekäme. Also lernte ich jeden Samstag für 25 Cent die Unterrichtsstunde, vor Miss Betty zu knicksen und einfache Gedichte zu rezitieren.

Es gab aber eine Familie in der Gegend, mit der meine Mutter Deutsch sprach: die Steiners. Sie stammten aus Österreich, und meine Mutter war eng befreundet mit Mrs. Steiner. Deren Mann, Max Steiner, von Beruf Oberkellner im Mayflower Hotel, hatte ein dermaßen würdevolles Auftreten, dass ich jedes Mal Angst bekam, wenn er den Raum be-

trat. Aber ich war hungerissen von ihren drei Söhnen Rudy, Frankie und Jimmy – vor allem von Jimmy, der zwei, drei Jahre älter war als ich. Mit seinem hellblonden Haar, seinen blauen Augen und seiner netten Art war er während des größten Teils meiner Kindheit der Held meiner romantischen Träume. In der Weihnachtszeit gingen wir immer zu den Steiners und genossen ihren Weihnachtsbaum und ihr österreichisches Backwerk. Ich liebte den *Apfelstrudel* und den *Mohnkuchen* und wünschte, meine Mutter könnte beides auch backen.

Durch die Steiners wusste ich schon vor Pearl Harbor, dass es »in Übersee« Probleme gab. Mit sechs oder sieben hörte ich sie wiederholt ein deutsches Wort sagen, das wie unser *crystal* klang, gefolgt von dem Wort *Nacht*, das ich aus einem Schlaflied meiner Mutter kannte – »Guten Abend, gut Nacht« (obwohl ich keine Ahnung hatte, wie diese Wörter geschrieben wurden). Die Steiner-Söhne scharten sich um meine Mutter und versicherten ihr: »Keine Angst, wenn die Deutschen nach Amerika kommen, beschützen wir euch.« Ich begriff nicht, wovon sie sprachen. Ich wusste nicht, dass es um die Kristallnacht ging, in der die Nazis 1938 in Deutschland Hunderte jüdischer Synagogen, Gebäude und Geschäfte zerstörten und Tausende jüdischer Männer verhafteten. In der amerikanischen Umgebung, in der ich lebte, kam ich gar nicht auf die Idee, dass Juden ein spezielles Angriffsziel sein könnten.

Um Weihnachten 1939 hörte ich zum ersten Mal das Wort *Anschluss* und bekam mit, dass Hitler das Heimatland der Steiners übernommen hatte. Wir hatten Bilder von Hitler in der Zeitung und im Kino gesehen, darum sahen in mei-